

Rezension zu:

Helmuth Schneider, Antike zwischen Tradition und Moderne. Gesammelte Schriften zur Wirtschafts-, Technik- und Wissenschaftsgeschichte, hg. v. K. Ruffing/K. Droß-Krüpe, Philippika 95 (Wiesbaden 2016).

Krešimir Matijević

Helmuth Schneider war von 1991 bis 2011 Professor für Alte Geschichte an der Universität Kassel. Zu seinem 70. Geburtstag haben sein Nachfolger, Kai Ruffing, und Kerstin Droß-Krüpe, gleichfalls Althistorikerin in Kassel, eine Sammlung 23 wichtiger Publikationen des Jubilars neu herausgegeben, wobei die Auswahl mit dem Geehrten abgestimmt wurde. Dankenswerterweise wurden die Artikel nicht nur neu gesetzt, sondern es wurde auch Wert gelegt auf die Angabe der ursprünglichen Seitenzahlen, so dass ein Auffinden einzelner Stellen unproblematisch ist.

Den Artikeln vorangestellt sind Ausführungen Schneiders unter dem Titel „Anstelle eines Vorwortes: Der Historiker und seine Lektüre“ (xiii-xxiv), in denen er deutlich macht, welche Werke ihn während seiner Studien- und Promotionszeit am stärksten beeinflusst haben. Zum einen wird erkennbar, was Schneider auch betont, wieviel Zeit den Studierenden früher für das Studieren selbstgewählter Literatur abseits des eigenen Faches blieb, und zum anderen, wie sich die frühen Forschungsschwerpunkte des Gelehrten auf Grundlage seiner Lektüre herausgebildet haben.

Die folgenden Artikel sind drei Teilen zugeordnet, bei denen es sich um die Arbeitsfelder Schneiders handelt: der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, der Technikgeschichte und der Wissenschaftsgeschichte. Innerhalb dieser Teile sind die Beiträge chronologisch nach ihrem ursprünglichen Erscheinungsdatum sortiert. Exemplarisch soll im Folgenden der aktuellste Beitrag des jeweiligen Forschungsfeldes vorgestellt werden.

Der jüngste Artikel des ersten Teils „*Atque nos omnia plura habere volumus. Die Senatoren im Wirtschaftsleben der späten römischen Republik*“ (115-134) von 2011 liefert einen nützlichen Überblick über die Bedeutung und die Mehrung des senatorischen Besitzes in der späten römischen Republik.¹ Schneider stellt als erstes die Relevanz dieses Aspektes heraus: Die herausragenden Senatoren, die sich in Provinzen und Kriegen bereichert hätten, seien sehr viel reicher gewesen als viele ihrer Standesgenossen und hätten ihren Besitz genutzt, um ihre politische Karriere voranzutreiben, „so dass es zu einer Verschärfung der politischen Konkurrenz kam“ (115). Der Senatorenstand sei also keine homogene soziale Gruppe gewesen. Tatsächlich sei großer Reichtum aber kein singuläres Kennzeichen der späten römischen Republik gewesen. Bereits im 4. und 3. Jh. v.Chr. hätten Senatoren z.T. über sehr große Vermögen verfügt. Hierfür sprächen zum einen die große Zahl an freigelassenen Sklaven in dieser Zeit und zum anderen die exklusiven Denkmäler, die sich erhalten haben, z.B. die imposanten Grabdenkmäler. Anschließend werden wertvolle Beobachtungen zum Umgang und Erwerb von senatorischem Vermögen gemacht: Vor allem die Bewahrung, aber auch die Mehrung des eigenen Besitzes sei als ehrenvoll angesehen worden, aber nur wenn der

¹ Vgl. zu dieser Thematik jetzt auch Hans Beck/Martin Jehne/John Serrati (Hg.), *Money and Power in the Roman Republic*, Collection Latomus 355 (Brüssel 2016) und die Rezension dieser Publikation in FeRA 32 (2017) 55-59 URL: <http://fera-journal.eu/index.php/ojs-fera/article/view/195/192> (zuletzt aufgerufen am 08.11.2017).

Gewinn nicht durch den Schaden Dritter erwirtschaftet wurde. Bereits für die Mitte des 2. Jh.s sind Finanzspezialisten belegt, die von Senatoren für die Verwaltung ihres Vermögens beschäftigt wurden. In der späten Republik wurde der Besitz dann noch stärker öffentlich zur Schau gestellt, wie Schneider auf Grundlage der Quellen zeigen kann: Die Größe und Ausstattung des Stadthauses, die Anzahl der Villen, Kunstwerke, Tafel Silber und anderes mehr dienten dazu, die Standesgenossen zu beeindrucken. Teils wurden hierfür hohe Schulden aufgenommen, wodurch die entsprechenden Senatoren politisch beeinflussbar wurden, was „auch bei dem Ausbruch des Bürgerkrieges eine wichtige Rolle“ spielte (123). Luxusgüter waren nach Schneider „symbolisches Kapital“, welches „ökonomisch gesehen völlig unproduktiv“ war (ebd.). Allerdings könnte diese Zurschaustellung von (eigentlich nicht vorhandenem) Reichtum so wie heute dafür gesorgt haben, dass man zumindest für einige Zeit leichter Geld geliehen bekam. Vergrößert wurde der Reichtum der Senatoren auch in der späten Republik in erster Linie auf traditionelle Weise: Durch die Bewirtschaftung des Landbesitzes, für welche der ältere Cato und Varro zahlreiche Hinweise geben. Schneider schätzt Cato höher ein, als dies M. Finley seinerzeit getan hat: „Die Argumentation [Catos] weist durchaus eine Form ökonomischer Rationalität auf, die Finley m.E. zu Unrecht der Antike generell abspricht“ (126). Neben der Land- und Viehwirtschaft konnte ein römischer Senator weitere, in Teilen risikoärmere Einnahmequellen aufbauen: Sichere Einkünfte wurden durch Teiche, Quellen, Anlagen für die Pecherzeugung, Weiden und Wälder garantiert. Möglichkeiten boten auch Anteile an Edelmetallminen und vor allem die Vermietung von städtischem Immobilienbesitz, welche nach Auskunft Ciceros mehr als 40% seiner Einnahmen ausmachte. Darlehen konnten Zinsen bringen, wobei man Standesgenossen häufig gegen geringe oder gar kein Zinsen aus der Patsche half, um sie sich zu verpflichten. Städten in Provinzen wurden dagegen den Quellen zufolge überhöhte Zinsen abverlangt. Mit Recht betont Schneider zuletzt die finanziellen Möglichkeiten, welche sich den herausragenden Politikern im Rahmen ihrer politischen Karriere und militärischer Konflikte boten.

Am Schluss des der Technikgeschichte gewidmeten zweiten Teils der „Kleinen Schriften“ steht der 2015 publizierte Beitrag „Macht und Wohlfahrt. Wasser und Infrastruktur im Imperium Romanum“ (205-221). Zu Beginn des informativen Artikels liefert Schneider einen Überblick über die römische Infrastruktur zur Zeit der Republik und des Principats. Im Einzelnen wird die Bedeutung von Straßen, Aquädukten, Häfen und Kanälen erläutert. Es folgen aufschlussreiche Ausführungen zu Finanzierung und Unterhalt der Wasserleitungen, wobei herausgestellt wird, dass nach dem eigentlichen Bau ein nicht zu unterschätzender Aufwand betrieben werden musste, um der Schädigung und dem Missbrauch der Installationen vorzubeugen. Zu Zeiten der Republik sei dies wegen mangelnder Machtbefugnisse problematisch gewesen, erst unter Augustus und seinen Nachfolgern seien Institutionen geschaffen worden, welche die notwendigen Kompetenzen besaßen (209). Der Aufbau der Infrastruktur in den Provinzen war, wie Schneider plausibel zeigen kann, zwar durchaus von der Gunst der Kaiser abhängig, jedoch ging in aller Regel eine Initiative des entsprechenden Statthalters voraus. Natürlich dienten die verschiedenen Baumaßnahmen der Legitimierung von politischer Macht und sozialer Rangordnung, nicht nur auf Reichsebene, sondern auch auf städtischer, wo die lokalen Honoratioren dem Beispiel des Kaisers folgten. Allerdings zogen die sozial privilegierten Bevölkerungsteile, wie eine Analyse von Frontin und der römischen *fistulae aquariae* zeigt, auch den meisten Nutzen aus der Wasserversorgung (217-221).

Der dritte Teil bespricht im letzten, ursprünglich 2009 veröffentlichten Beitrag „Erinnerungen an eine untergegangene Welt: Eva Ehrenberg“ (377-390) die kurze Autobiographie Eva Ehrenbergs, die 1963 unter dem Titel „Sehnsucht – mein geliebtes Kind. Bekenntnisse und Erinnerungen“ erschienen ist. Trotz seiner Bedeutung für die jüdische Kultur vor 1933 ist das Buch bislang kaum zur Kenntnis genommen worden. Dort, wo es (zumeist nur kurz) erwähnt worden ist, geschah dies in aller Regel der Ehe Eva Ehrenbergs mit Victor Ehrenberg wegen. Auch Schneider rekapituliert kurz die wichtigsten biographischen Daten des Althistorikers (378f.), widmet sich dann aber ganz dessen Ehefrau und ihren „Erinnerungen“. Diese umfassen an erster Stelle Details zu ihrer Familie und Jugend als Jüdin im wilhelminischen Deutschland (380-384). Die deutsche Kultur, insbesondere die Literatur und Musik, wurden an Eva Ehrenberg vor allem über ihre Mutter vermittelt. Ihr Vater, Siegfried Sommer, stellte seinen Kindern gegenüber deutlich ihr Deutschtum heraus, welches für ihn gleichberechtigt neben ihrem Judentum stand. Er war seit seiner Schulzeit mit Wilhelm II. befreundet, von dem er später auch gefördert wurde. Ein weiterer Abschnitt ist dem jüdischen Philosophen Franz Rosenzweig gewidmet (384f.), der mit Victor Ehrenberg verwandt war und dem die Ehrenbergs über viele Jahre bis zu dessen Tod hin intellektuell und freundschaftlich verbunden waren. Es folgt die Wiedergabe bewegender Gedanken Eva Ehrenbergs über das Verhältnis der Juden zu Deutschland vor und nach 1933 sowie 1945 (386-388), wobei sie nicht nur die Juden, sondern auch die Deutschen insgesamt als Opfer Hitlers ansah. Zuletzt findet sich Eva Ehrenbergs Perspektive auf die Emigration der Familie nach England (388-390), die sich deutlich von den verharmlosenden Darstellungen Schäfers und Vogts unterscheidet, wie Schneider herausstellt (389 Anm. 58).

An die durchweg qualitativ hochwertigen Beiträge angehängt ist ein Verzeichnis aller Schriften Schneiders (391-401) und ein nützliches Register, das die erwähnten Personen und diskutierten Quellenstellen auflistet (403-429). Den Herausgebern ist für ihre sorgfältige Arbeit zu danken, dem Geehrten noch eine lange Schaffensperiode zu wünschen.